

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 21. — Sonntag, den 19. Mai 1935.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

Zur Geschichte der alten Postmeilenäulen im Erzgebirge

(Nachdruck verboten.)

In verschiedenen Orten unseres Erzgebirges stehen seit rund zweihundert Jahren noch einige wenige alte Postsäulen. Sie sind trotz des Alters meistens noch verhältnismäßig gut erhalten. Fragen wir nun einmal nach dem Entstehungsgrund und dem Wesen dieser alten Säulen in vergangener Zeit. Dr. Adalbert Zehrer gibt uns dazu ein recht anschauliches Bild und schreibt:

„Unsere einheimische wie alle anderen ehemals aufgestellten Postsäulen, die von großer Fortschrittlichkeit zeugten, waren ein Werk Augusts des Starken. Dieser Kurfürst, der für seine phantastischen u. abenteuerlichen Reigungen große Summen brauchte, war von Anfang seiner Regierung an bestrebt, neue Einnahmequellen zu erschließen oder die bestehenden noch mehr auszuschoöpfen. So setzte er sich insbesondere für die Förderung des Verkehrs in seinem Lande ein, denn daraus entsprangen damals hohe Einnahmen für die kurfürstliche Kammer. Immer wieder war darüber geklagt worden, daß den Reisenden und Fuhrleuten infolge der schlechten Wege Ungemach, Schäden und Nachteile entstanden, die sie künftig von Kurfürsten fern hielten, was für die Kammereinkünfte an Zoll, Geleitsgeld, Accise und dergleichen jährlich einen großen Verlust bedeutete. Viele Straßenzüge waren zeitweilig in einem so trostlosen Zustand, daß sie — vor allem bei schlechter Witterung — kaum befahren werden konnten. Bereits im zweiten Regierungsjahre Augusts des Starken widmete man sich nicht nur der Besserung der Straßen, sondern man errichtete auch als „Novum“ an den Poststraßen eichene Wegsäulen, die ihrerseits den Reiseverkehr beleben sollten. Diese breiten viereckigen Säulen waren mit dem kurfürstlichen Wappen und einem Posthorn versehen, darunter befanden sich Angaben über die Entfernungen der wichtigsten Postorte voneinander. Bei Straßenverzweigungen hatte man sogenannte Arm-

säulen — ebenfalls aus Holz bestehend — aufgestellt, die in den ehemaligen Landesfarben gelb und schwarz angestrichen und mit den Kurfürstlichen verziert waren. Die Arme zeigten die Richtung und Entfernung der Orte an. Diese Art Wegweiser kennen wir ja in ähnlicher Weise auch heute noch. Ob solche Säulen damals schon in unserer Gegend errichtet worden sind, steht nicht genau fest. Diese hölzernen Säulen scheinen freilich wenig widerstandsfähig gewesen zu sein, denn nach einer Reihe von Jahren mußten sie zum Teil erneuert werden; nach einer Verordnung vom 25. Oktober 1708 waren die neuen hölzernen Armsäulen an den „ordentlichen Straßen“ jeweils dort anzubringen, wo es nötig war. Das erforderliche Eichenholz wurde aus den kurfürstlichen Wäldern abgegeben, die übrigen Kosten hatten die Gemeinden zu tragen, auf deren Boden die Säulen zu stehen kamen. Wie eine Bestimmung vom 1. März 1710 besagt, waren nunmehr auch die schriftsfähigen Güter verpflichtet, solche Säulen zu setzen; sie sollten das Holz umsonst dazu geben und ohne Zeitverlust — bei Strafe von 50 Gulden — dazu schreiten. Nachdem das kursächsische Postwesen nach bisheriger Verpachtung 1712 an den Staat übergegangen war, erließ August der Starke im Juli 1713 eine eingehende und umfangreiche Postordnung. Jetzt soll-



Eine der alten Postmeilenäulen, die einst dem bedeutenden Verkehr der Post- und Frachtwagen den Weg wies.

ten auch die Poststraßen wiederum gebessert und erneut vermessen werden, nachdem sich herausgestellt hatte, daß die Entfernungsangaben an den seither bestehenden Postsäulen recht mangelhaft und ungenau waren. Diese Aufgabe fiel dem Landesgeographen Adam Friedrich Zürner zu; er stammte aus Marienberg im Vogtland und war ursprünglich Pfarrer, hatte sich aber mehr und mehr seinen geographischen und mathematischen Reigungen hingegeben, bis ihn schließlich der Kurfürst zum „Landes- und Grenz Commissar“ ernannte. Zürner machte sich

steht nicht genau fest. Diese hölzernen Säulen scheinen freilich wenig widerstandsfähig gewesen zu sein, denn nach einer Reihe von Jahren mußten sie zum Teil erneuert werden; nach einer Verordnung vom 25. Oktober 1708 waren die neuen hölzernen Armsäulen an den „ordentlichen Straßen“ jeweils dort anzubringen, wo es nötig war. Das erforderliche Eichenholz wurde aus den kurfürstlichen Wäldern abgegeben, die übrigen Kosten hatten die Gemeinden zu tragen, auf deren Boden die Säulen zu stehen kamen. Wie eine Bestimmung vom 1. März 1710 besagt, waren nunmehr auch die schriftsfähigen Güter verpflichtet, solche Säulen zu setzen; sie sollten das Holz umsonst dazu geben und ohne Zeitverlust — bei Strafe von 50 Gulden — dazu schreiten. Nachdem das kursächsische Postwesen nach bisheriger Verpachtung 1712 an den Staat übergegangen war, erließ August der Starke im Juli 1713 eine eingehende und umfangreiche Postordnung. Jetzt soll-

schon bald mit einem besonders zu diesem Zwecke gebauten Reisewagen an die Arbeit, um die gesamten fahrbaren Straßen Kurfachsens gründlich zu vermessen. Im Jahre 1719 brachte Zürner die „Neue Chur-Sächsische Post-Charte“ heraus; im Zusammenhang damit erschien im gleichen Jahre in Leipzig ein „Kurzer Entwurf vom Gebrauch, Nutzen und Preise der Neuen Chur Sächs. Post-Charte“, der alle Orte, die von Postlinien berührt wurden, unter Angabe der genauesten Entfernungen enthielt.

Inzwischen hatte man erkannt, daß hölzerne Postsäulen sich auf die Dauer nicht bewähren konnten, daher entschloß man sich im September 1721 zur Setzung von steinernen Postsäulen an Stelle der hölzernen, um dadurch die regelmäßigen Unkosten der Erneuerung, die diese verursacht hatten, künftig zu ersparen. Dabei waren die steinernen Postsäulen garnicht viel teurer als die hölzernen, jedoch hatten auch diesmal die Gemeinden den größten Teil der Kosten zu tragen. Ende 1722 erhielt Zürner vom Kurfürsten den Befehl, mit der Ausmessung und Setzung der steinernen Postsäulen ohne weiteren Zeitverlust zu beginnen. Das Oberpostamt in Leipzig sprach ihm dabei freie Beförderung mit Extra- und gewöhnlichen Posten zu.

Zürner brauchte zu der sehr gewissenhaft durchgeführten Arbeit mehrere Jahre, und nachdem die neuen steinernen Postsäulen an den Hauptstraßen des Landes aufgestellt waren, kamen auch die weniger wichtigen Straßen an die Reihe. So gelangte Zürner eines Tages auch in unsere Gegend, wobei unter seiner Leitung die uns bis heute erhalten gebliebenen und allgemein bekannten Postsäulen in Annaberg, in Johannegeorgenstadt, Geyer etc. errichtet wurden. Die Beschriftung der Säulen geschah auf Grund von Tabellen, die für jeden einzelnen Fall sorgfältig vorbereitet waren. Die Entfernungen waren zum Teil bis auf achtel Stunden genau angegeben.

In den Städten, meist vor den Stadttoren, bei offenen Orten auch auf dem Markt, wurden große obeliskähnliche Postsäulen errichtet, an den Straßen dagegen ganze, halbe und viertel Meilensteine, wobei die Meile zu zwei Stunden oder 2000 Ruten = 16 000 Dresdner Ellen (das sind nicht ganz 10 Kilometer) ge-

rechnet wurde. Zur Aufrichtung der steinernen „Post- und Distanzsäulen“ waren die Maurer mündlich und schriftlich zu instruieren, da die meisten von ihnen anfangs „schlechte und untüchtige Arbeit“ geleistet hatten. Die Säulen sollten übersichtlich an der Seite der Straßen angebracht werden, aber derart, daß kein Streit mit den Grundstücksbesitzern entstand. Es war jedermann verboten, sich an den Postsäulen zu vergreifen, sei es auch nur durch unvorsichtiges Fahren oder Anstoßen; gegen Beschädigungen irgend welcher Art waren hohe Strafen ausgesetzt, denn das neue Werk sollte natürlich für die Dauer bestehen bleiben. Trotzdem wurde viel Unfug und Bosheit damit getrieben, sodaß auf wiederholte Klagen hin am 24. September 1724 den Schuldigen, falls man sie ertappte, sogar „Festungsbau“ angedroht wurde. Inwieweit wirklich Strafen verhängt wurden, ist unbekannt.

Nachdem die Postsäulen damals, vor rund 200 Jahren, im Lande errichtet worden waren, fanden sie überall großes Lob, sie wurden weit über Kurfachsen hinaus berühmt und als muster-gültig und vorbildlich hingestellt. Die Bezahlung der Posten, die früher oft über Gebühr hoch war, wurde nunmehr richtig, auch konnte die Reisezeit jetzt genau vorherberechnet werden. Durch das nun erst mögliche Einhalten der Zeit herrschte Zuverlässigkeit, und die bisherige Unrichtigkeit vieler Karten war damit behoben. Das Reisen war nun weniger beschwerlich, ja geradezu ein „Vergnügen“, das aber war der Endzweck, den August der Starke mit Rücksicht auf die Einnahmen von jeher erreichen wollte. Hoffentlich war der materielle Erfolg auch darnach!

Von den vielen einst vorhandenen Postmeilensteinen und Distanzsäulen sind nur verhältnismäßig wenige bis heute erhalten geblieben, ihrer Dauerhaftigkeit nach könnten es eigentlich viel mehr sein; größtenteils sind sie aber den Chausseebauten und anderen baulichen Veränderungen, wobei sie im Wege waren, zum Opfer gefallen. Sorgen wir daher treulich dafür, daß die wenigen auf uns überkommenen Kulturzeugen aus der Zeit Augusts des Starken vor dem endgültigen Untergang bewahrt bleiben.

DIE ROSENTHÄNZER

Roman von Sophie Kloefer.

(8. Fortsetzung.)

„Nee, nee — laß die Finger davon, Großmutter.“ Und ihr plötzlich ganz gerade und scharf in die Augen sehend: „Wenn der dicke Brummer, den du im Reß fangen willst, Holland heißt — der ist zu plump. Der reißt dein Reß entzwei. — Ihr seid am Geben, Pastor.“

Drei Tage lang war Großmutter Siabs schlechter Laune. Dann kam etwas so Aufregendes in ihr Leben, daß sie alle gesponnenen Pläne vergaß. Großvater Siabs, ihr Mann, war vor fast sechzig Jahren von der Bremer Gegend her eingewandert, hatte sich eingefreit in den Hof, denn sie war die Erbtöchter gewesen, und seitdem hatte man nicht viel mehr von seiner Heimat gehört. Kasper Kasperen, der auch auf Bremen fuhr, brachte bisweilen Nachricht, das war alles.

Nun kam ein großes Schreiben vom Hamburger Gericht. Das war so wunderbar abgefaßt, hatte so viele Absätze, so viele lange und gewundene Sätze, daß die Mädchen es nur mühselig lesen und gar nicht verstehen konnten.

Pastor Borsum und der Schulmeister mußten heran.

Sie saßen einen langen Sonntagnachmittag und kramierten, und zuletzt hatten sie den Inhalt klar.

Großvater Siabs älterer Bruder, der den väterlichen Hof geerbt und seinerzeit gefreit hatte, war erst im Herbst in Hamburg gestorben. Kinder hatte er nicht gehabt, und den Hof hatte

Copyright durch Dammert-Pressedienste G. m. b. H., Berlin W. 35.

er einem Neffen der Frau übergeben, als er über achtzig gewesen war. Dann war er nach Hamburg verzogen. Es war nicht aus dem Schriftstück zu ersehen, warum er das getan. Vielleicht hatte er die Heimat nicht mehr sehen wollen, seit er nicht mehr auf ihrer Scholle war. Vielleicht hatte der neue Besitzer ihm das Wohnrecht im Hof verleidet. Vielleicht wollten sie ihn da ausbeuten — wer konnte es sagen.

Jedenfalls hatte er ein Testament gemacht, rechtsgültig und unangreifbar, nach dem die Nachkommen seines einzigen Bruders Rudolf, ansässig in Moorstrand, seine Erben sein sollten. Da der Hof abgetreten war — allerdings nur Erben seines Vermögens, aber die friesischen Marschbauern aus Butjadingen hatten Taler im Strumpf gehabt von jeher. Und das Gericht forderte solche Erben auf, sich baldmöglichst, und versehen mit den nötigen Papieren, in Hamburg auf dem Erbschaftsgericht einzufinden, die Erbschaft des pp. Eno Siabs in Empfang zu nehmen. „Hamburg!“ sagte Großmutter Siabs. „Wie kann ich nach Hamburg fahren. Ich bin in meinem ganzen Leben nicht weiter als bis Dagebüll gewesen. Und wie soll ich mich da ausweisen. Und mit den großen Herren reden. Nee, das kann ich nicht.“ Sie legte die runzligen Hände in den Schoß. Dies ging über ihr Können und Verstehen.

„Ja, Großmutter,“ sagte der Pastor, „du bist gar nicht gemeint. Die Nachkommen des pp. Rudolf Siabs“. Du bist doch nur die Ehefrau gewesen. Hier geht es um die Mädchen,

um Elbe und Moiken. Das sind die Erbinnen. Und die müssen hin nach Hamburg und sich die vielen blanken Taler holen, die ihnen vermacht sind."

"Schnack. Wie können die Mädchen nach Hamburg reisen? Das tun nur leichte Weiber, daß sie so weit wegfahren."

Die Männer lachten. Als eine weitere Stunde vergangen war und Moiken, die mit brennenden Wangen und klopfendem Herzen der Unterredung hinter der Tür lauschte, denn Großmutter hatte sie und die Schwester kurzerhand in die Küche verbannt — als Moiken einmal wieder über den Flur huschte, weil sie Schritte hörte, die der Tür nahten, kam es schon hinter ihr her: "Kommt herein, ihr Mädchen."

"Elsbe, Großmutter ruft. Elsbe, wir sollen reisen, Du und ich! Nach Hamburg. Mit dem Schulmeister. — Laß dir nichts merken, wenn wir 'reingehen'."

Im April kam Kasper Kaspersen an die Insel und vermehrte, nun führe er auf Hamburg, und die Ramsells — die möchten in drei Tagen klar sein zur Abfahrt. Großmutter sagte nicht viel, als die massige Kuff die Segel spannte und über das träge wiegende Wattenmeer den Kurs nach Süden einschlug. Aber ihr altes Gesicht hatte wenig Farbe, und die Schultern sanken nach vorne. So ging sie vom Steg der Wurt zu. Pastor Borsum gab ihr das Geleite.

"Zwei Wochen, Großmutter. Vielleicht nicht einmal so lange. Und bei meinem lieben Amtsbruder sind sie wie zu Hause. Sehen ein Stückchen von der Welt und wissen nachher umso besser, wie gut es daheim ist."

"Mir ist so wunderbar, Pastor. Da ist was nicht in der Reih'. Ich hätt' sie nicht fahren lassen sollen. Immer sagte das in mir: Laß sie nicht, laß sie nicht. — Lieber Gott, wenn sie nur wiedertommen."

"Es ist stilles Wetter, Großmutter. Kaspersen ist ein tüchtiger und vorsichtiger Kapitän. Ingwersen wird für sie sorgen, als wären sie seine Schwestern. Und dann — sie stehen in Gottes Hand, dort wie hier."

"Ja, ja." Ein Schweigen. Und dann noch einmal schwer und trübe: "Ich hätt' sie nicht fahren lassen sollen."

Die drei jungen Menschenfinder aber sahen von Bord der Stintje aus die einsame Insel hinter sich in Dunst und Licht versinken, und ihnen war wie den Wandervögeln, die mit hellem Schrei zum ersten Male vom Nest stoßen, hinaus in die blaue, winkende Ferne.

Sie hatten wenig Unruhe auf See, der April spendete drei Frühlingstage, und dann fuhren sie mit der steigenden Flut stromauf und sahen die Hamburger Türme steigen und das Dächergewimmel am Hafen und um sich herum allerlei Schiffe und Boote — es kam ihnen vor wie ein Riesenvorkehr, obgleich in jenen Jahren doch schwere Not auf der Schifffahrt lag — und am Brückensteg stand ein Herr, dem man den Geistlichen aus der Ferne schon ansah, und hieß sie willkommen und sagte, er sei Pastor Boje von Nikolai, und sein Amtsbruder auf Borsum habe ihm die jungen Schwestern an das geistliche Herz gelegt, und wenn der Ingwersen mit der Gastfreundschaft vorlieb nehmen wolle, wie man es in diesen betäubten Zeiten bieten könne, sei er herzlich willkommen, und damit war der erste aufregende Teil dieser Reise vorüber, und Großmutter Siabs hatte umsonst schwere Ahnungen getragen.

Die nächsten Tagen gingen hin mit den Wegen zum Gericht und vielen Besprechungen beim Rechtskonsulenten, mit Wanderungen in der Stadt; als der sechste Abend kam, war es Moiken, als sei sie schon Jahre von Moorstrand fern. Fast fühlte sie Heimweh nach der Insel, denn noch war sie kein Teil der bunten Flut geworden, in der sie trieb.

Sie hörten viel von Not und Drud sprechen. Sie sahen französisches Militär in den Straßen, sie sahen bittende Frauen und jammervoll elende Kinder, und man sagte, die litten schweren Hunger durch die französische Sperre, denn, wenn auch lange Frieden geschlossen war, den Wirtschaftskrieg führe Frankreich unentwegt weiter.

Am siebenten Tage gegen Abend hielt Moiken, die im Pastorat hinter der Kirche am Fenster saß, es nicht mehr aus.

Die Schwalben schossen um den herrlichen gotischen Turm, fernes Abendlicht warf einen rosigen Schein bis zum Zenit empor, weiche Vorfrühlingsluft zog linde um die alten Mauern, und in ihrer Seele war jene drängende Sehnsucht, die sie so oft peinigete und dann wieder zum Himmel hob.

"Ich halt' es nicht aus," sagte sie zu Elsbe, die an einem Leinwandstreifen nähte. "Ich muß noch einmal aus der Tür gehen."

"Es ist nicht Sitte hier in der Stadt," sagte die Schwester. "Es ist hier nicht wie bei uns."

"Ach, was geht das mich an?"

"Du mußt dich dem fügen, was Art ist bei unsern Birten. Das schickt sich so. Sie sagen, unbeschützte Mädchen gehören bei Abend nicht auf die Gasse."

"Es ist ja noch gar nicht recht Abend. Und da —" sie stieß das Fenster auf — "Schulmeister, Schulmeister! Dich führt ein guter Stern her."

Ingwersen sah von draußen in das Zimmer.

"Wo warst du so lange?"

"Unten am Hafen. An der Elbe. Es gibt viel da, was unsereiner auf den Inseln nie kennenlernt."

"Ja, ihr Mannsmenschen. Euch stehen alle Straßen offen, und wir verschimmeln hinter den Mauern."

"So kommt doch heraus," sagte Ingwersen. "Kommt heraus. Ich geh' mit euch um die Kirche und an der Alster hin. Wozu hat mich denn Großmutter mitgehen heißen? Daß ich die Ramsells beschützen soll in der schlimmen Welt."

Sie gingen zu dritt aus dem Haus, und als sie um die Kirche kamen, war viel Volk versammelt, und alle sahen nach dem Flusse hin, als erwarteten sie von dorthier etwas.

"Was ist hier los?" fragte Moiken, die alles wissen mußte.

"Sie sagen, die Rosentänzer kommen," antwortete ein Junge und bestarrte die Fragerin, deren friesischer Tracht mit den Silberbehängen über dem verschürzten Leibchen ihm fremdartig erschienen.

"Wer sind die Rosentänzer?"

"Ich weiß nicht."

"Dwatsche Kirls sünd's," rief ein anderer.

"Dansen up de Strat und singen dortau," fiel ein Weib ein.

"Rein," sagte ein niedliches, junges Ding, "das sind Menschen, die kommen von ganz anderswo her und sagen, wir sollen wieder vergnügt sein."

Moiken hörte schon nicht mehr hin, denn die ganze Menge fing an sich zu drängen und zu schieben. Es kam ein Tönen heran, und dann sah sie in einer schmalen Gasse zwischen den auseinander tretenden Menschen einen kleinen Zug herankommen.

Junge Menschen waren es, vielleicht zwanzig oder einige mehr, Männer und Mädchen. Sie gingen ganz ruhig, aber es war etwas Leichtes und Freies in ihrem Gang, als gingen sie in Heiterkeit, und ein Klingen schwebte mit ihnen, mehr ein Klingen als ein Singen, denn es war kein voller Chor, sondern einer und der andre stimmte an und summtete seine Weise, und der und jener fiel ein Weilschen mit ein, verstummte wieder und sang aufs neue. So war es ein Aufundabschwellen weicher, froher Töne, das gut zu dem leichten, zwanglosen Schreiten paßte. Moiken konnte die Worte des Liedes nicht verstehen, aber sie hat es später noch oft gehört und gesungen, und es ging mit ihr in Freud' und Not.

Ein Blinken auf der Welle,
Ein Sternlein im Blau,
Eine Rose am Wege,
Ein Tröpflein Tau —

Ist alles so wenig,
Ist alles so viel,
Ist alles Gottes Freude
Im bitteren Spiel.

Und gäb's keine Freude
In Dunkel und Not,
Wär' die Erde ohne Leben
Und die Sonne wäre tot."

(Fortsetzung siehe Seite 6.)

Unter der litauischen Knute / Der litauische Terror im Memelgebiet

Fern, im äußersten Nordosten Deutschlands, liegt das Memelland, fast allzu fern, aber doch unvergessen jenes Land, das seit jeher einen dornenvollen Weg gehen mußte. Aber alle Drangsale der Vergangenheit werden in den Schatten gestellt

durch die letzten Willkürakte der Litauer, die seit fast zehn Jahren hier die Herren spielen. Litauer im deutschen Land — ein Beweis mehr für die Ungerechtigkeit eines „Friedens“vertrages, der wahllos Gebiete vom Mutterlande loslöste und gegen den Willen ihrer Bewohner fremden Völkern überantwortete. Von jenem Augenblick an, da das Memelland in die Geschichte eintritt, ist es deutsch. Es war ursprünglich ebenso, wie sein Hinterland von heidnischen Kuren bewohnt, Stammesgenossen der Litauer und der alten Preußen. Im 13. Jahrhundert landeten dort am Eingang zum Kurischen Haff deutsche Ordensritter und gründeten die Kolonie Klaipeda, von „Klaip“, der lettischen Bezeichnung für Brot, hergeleitet. Später jedoch nahm die Stadt nach dem gleichnamigen

Flusse die Bezeichnung Memel an und erlebte bald einen gewaltigen Aufschwung zur Handelsstadt. Als solche war ihre Lage einerseits günstig, andererseits in politischer Beziehung als entlegener Punkt jedoch gefährlich. Polen und Litauer, zu denen sich noch Danziger und Schweden gesellten, stritten um ihren Besitz. Plünderungen und Brandschätzungen gingen an der Stadt nicht vorüber. Aber allen Stürmen der Zeit bot sie Trost. Zum Beginn des vorigen Jahrhunderts ist der Name Memel in aller Deutschen

Munde gewesen, als nach dem unglücklichen Ausgang des Krieges mit Napoleon die Königsfamilie hier Zuflucht nahm und Memel der Mittelpunkt aller Bestrebungen wurde, die zu Preußens Wiederaufstieg führten. In dieser Zeit wie auch vor- und nachher war dieses Land preußisch-deutsch. Die ursprünglichen Bewohner waren längst germanisiert. Soweit noch litauische

Familien vorhanden waren, lebten sie mit ihren deutschen Nachbarn friedlich nebeneinander. Beide Sprachen wurden in gleicher Weise in der Schule gelehrt, und beide erklangen von der Kanzel. Auch nicht einmal konnte in einem Teil der Bevölkerung das

Befühl aufkommen, er würde durch eine Mehrheit erdrückt. Den Urhebern des Versailler Vertrags blieb es vorbehalten, plötzlich den litauischen Charakter des Memellandes zu entdecken. 1920 wurde es unter französische Verwaltung gestellt. Einige Jahre vergingen, da marschierten im Januar 1923 unvermittelt Litauer ins Memelland ein. Man hat immer geflüstert behauptet, daß es litauische Freischärler gewesen seien, um so das Unternehmen als Ausdruck eines spontanen Volkswillens zu tarnen.

Das ist jedoch unzutreffend, denn es war nichts anderes als litauisches Militär, das, in Zivil gekleidet, die Memelgrenze überschritt und in das Land einbrach. Deutschland war wehrlos. Die alliierten Mächte regten sich nicht, ebensowenig das

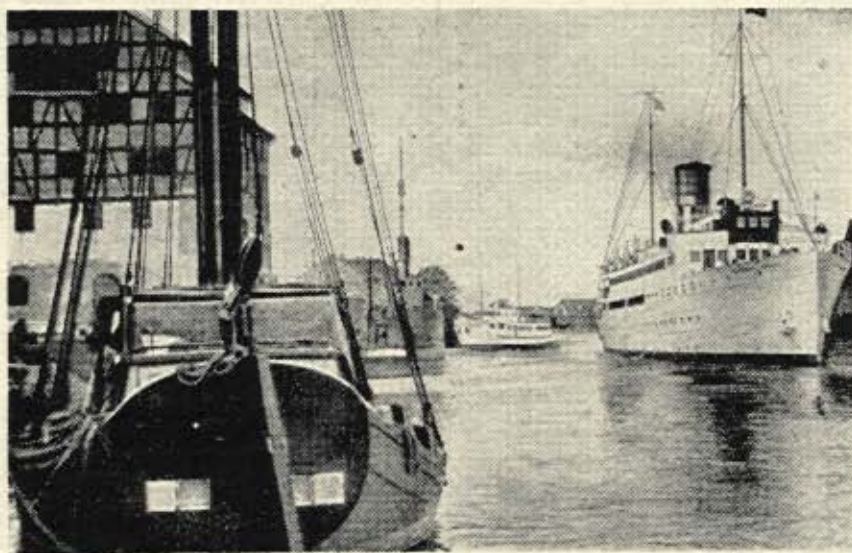
französische Alpenjägerbataillon, das die Interessen des Memelstaates wahrnehmen sollte. Als französische Kriegsschiffe erschienen, ließ sich das Bataillon verfrachten und in die Heimat befördern. Die von den Insurgenten ausgerufenen „Regierung“ wurde zwar bald durch eine andere ersetzt, aber die neuen Persönlichkeiten standen unter gleichem litauischen Einfluß. Schließlich wurde nach diesem Gewaltstreich der Litauer zwischen England, Frankreich, Italien und Japan im Mai 1924 die Memelkonvention abgeschlossen und Litauen

die Oberhoheit über das Memelland endgültig zuerkannt. Doch sollte die Autonomie des Memellandes gewahrt bleiben. Ein von den Memelländern gewählter Landtag und ebenso ein Landesdirektorium sollten das Vertrauen der Einwohner besitzen, die gesetzgebenden und vollziehenden Gewalten im Lande sein. Ein Gebiet von 2600 Quadratkilometer mit einer Bevöl-



Das Schreckenregiment beginnt.

Litauische Truppen ziehen im Jahre 1923 in Memel ein. Im Hintergrund das Stadttheater.



Der Memeler Binnenhafen.

ferung von 140 000 Köpfen war damit vom deutschen Mutterlande losgerissen und der Fremdherrschaft ausgeliefert, denn das sogenannte Memelstatut, die Autonomie, war nur eine schlechte Verbrämung. Die beste Antwort auf diese Vergewaltigung waren gleich die ersten Wahlen zum memelländischen Landtag. Von seinen 29 Mitgliedern waren 27 Deutsche und nur zwei Litauer. An diesem Verhältnis hat sich nicht viel geändert, obwohl Litauen nichts unversucht gelassen hat, seinen Einfluß im Lande zu vergrößern. Selbstverständlich befindet sich die Verwaltung der Bahn, der Post und des Zolls, d. h. also die der wichtigsten Wirtschaftsfaktoren, in litauischer Hand. Außerdem besitzt Litauen die Militärhoheit, mit der es widerrechtlich durch den seit 1926 erklärten Belagerungszustand seine Absichten durchsetzt. Das Deutschtum soll eben planmäßig zerrieben, das Gebiet mit Gewalt litauisiert werden. Vor allem werden die Reichsdeutschen systematisch hinausgegrault, die im kulturellen Leben Memels irgendeine Rolle spielen. Wer sich von den Einheimischen dem litauischen Terror widersetzt, wandert in die Kasematten der Kownoer Festung. In den letzten Jahren hat nun die Kette der litauischen Übergriffe ein Höchstmaß erreicht. Sie begann im Jahre 1932 mit der Absetzung des Präsidenten des Landesdirektoriums, Böttcher. Ebenso wurde im Jahre 1934 der deutsche Präsident des Landesdirektoriums Schreiber seines Postens widerrechtlich enthoben. Ihm folgte erst



Die Wahrzeichen des Deutschtums sind gestürzt.
Oben: Die Denkmäler Wilhelms I. und der Germania stehen abseits in einem Hof. Unten: Der leere Sockel des Kaiser-Wilhelm-Denkmales.



Willkürlich laufen die neuen Herren die Straßen um.

der Litauer Reisingers, dann der fanatische Führer der litauischen Schützenverbände Bruvelaitis. Aber noch bestand die überwältigende Mehrheit der Deutschen im Landtag, die gefährlich werden konnte, indem sie dem Direktorium Bruvelaitis das Vertrauen entzog. Und so schreckte Litauen auch hier nicht vor einer neuen Gewalttat zurück. Die Anzahl der deutschen Abgeordneten wurde von 29 auf 24 herabgesetzt, so daß die litauischen Abgeordneten jederzeit die Möglichkeit hatten, die für irgendeinen Beschluß erforderliche Mehrheit zu verhindern. Ein neues Gesetz hob die Freiheit der Rede, der Presse und der Versammlung auf. Und dann kam etwas, was der ganzen Kulturwelt ins Gesicht schlug und jeder Humanität Hohn sprach: 126 Memelländer wurden angeklagt, einen bewaffneten Aufstand gegen Litauen beabsichtigt zu haben. Im Dezember vorigen Jahres begann vor dem Kriegsgericht in Kowno dieser schändliche Prozeß, der die völlige Unschuld der Angeklagten erwies und trotzdem mit mehreren Todesurteilen neben langjährigen Zuchthaus-Strafen enden sollte! Die deutschen Denkmäler sind von ihren Sockeln gestürzt worden, litauische Firmen- und Straßenschilder machen sich breit, und die Straßen hallen wieder vom Tritt litauischer Soldaten. Wo bleiben die Garanten des Memelstatuts? Litauen hat das Statut zerrissen, alle Abmachungen brutal beiseite geschoben, nichts ist ihm mehr heilig. Sehr fern liegt das Memelland, aber es ist nicht vergessen!

(Klißheers: Selle, Berlin.)



Frau Bertha verw. Herrmann, Königswalde

feierte am 15. Mai ihren 83. Geburtstag. Trotz ihres hohen Alters erfreut sich die Greisin noch selten geistiger Frische, und ab und zu unternimmt sie noch gern einen Spaziergang zu ihren Kindern, Enkeln und Urenkeln. Unser nebenstehendes Bild zeigt uns die unter dem Namen „Bier-Balthjer-Mutter“ bekannte Jubilarin an ihrem reichen Gabentisch.

Ehr Kinner ehrt da altn Leit
On greift gleich an Hut,
Wenn ihr en altn Menschn sahst,
Grüßt artich راحت on gut.

A alter Mensch, dar is gerod
Als wie a alter Baam,
Dar hot schu maning Storm drolab
In jan langmachting Lobn.

On wenn a alter Mensch wos socht,
Dos ist gemangtlich wahr,
Dar hot schu alles dorchgemacht
Die vielen, die langa Jahr.

Drem Kinner ehrt da altn Leit
On tut na nisch zu Huh,
Da Zeit vergiebt, wenn's Alter
Kori giebt's eich aa afu. [kommt,

Aus Anton Günthers „Ehr Kinner ehrt da altn Leit“.

(Fortsetzung von Seite 3.)

Das Aufjauchzen einer Fiedel. — Sie mußten einen Spielmann unter sich haben. Ja, jetzt sah er den.

Ein schmalshultriger Mann mit glattem Braunhaar, der voranging zwischen zwei blonden Mädchen.

Schon lösten sich den Blicken die einzelnen Gestalten voneinander. Moiken sah, daß die Mädchen Kränze trugen von ersten Frühlingsblumen, von Veilchen, Anemonen, Himmelschlüßelchen, und wenn eine keinen Kranz trug, hatte sie doch einen Strauß am Kleide stecken und die jungen Männer an der Jacke.

„Moiken!“ Elsbes Hand faßte ihre Rechte mit jähem Griff. „Uwe Karsten!“

Moikens Blicke wurden hell und scharf — ja, da ging er.

Mitten in der Menge der Rahenden, sicher und fest, und doch mit dem leicht wiegenden Schritt des Seemanns, der den größten Teil seines Lebens auf schwankendem Schiffsboden zugebracht hat.

Sah er sie? Es schien nicht so, obgleich er doch dicht genug vorüberwanderte. Er sumnte das Lied mit, und seine Blicke flogen über Menschen und Häuser hin, und flogen hinauf zum Abendhimmel, und diese Blicke sahen weit und scharf nach allem, was an ihnen vorüberging.

Bis zur Kirche ging der kleine Zug. Die wenigen Stufen vor dem hohen Portal stieg er empor, daß die Fremden hinsehen konnten über die Menschen und die Menge zu ihnen hinauf, dann wurde es wie auf Befehl stiller und stiller auf dem Platz, und wenn aus den Nebengassen neue Menschen herandrängten, huschte man ihre Fragen zu leisem Geflüster. Der schmale Braune mit dem blassen Gesicht nahm die Geige zur Hand und strich über ihre Saiten. Zwei Takte — drei Takte — da fielen die Mädchenstimmen ein. Erst leise, dann kraftvoller und klangvoller folgten die Stimmen der Burschen, bis das kleine Lied wie ein Lied- und Wehruf des Frühlings zwischen den grauen Giebelhäusern emporflog.

„Das singen sie immer, wenn sie beginnen,“ flüsterte das saubere junge Dienstmädchen Moiken zu. „Darum nennen sie sich die „Rosentänzer“.“

„Schl,“ machte die Friesin und drängte ganz dicht an die Stufen heran, daß ihr kein Ton und kein Wort verloren ginge.

„Hat der Himmel ein rosiges Wölkchen verloren, Fiel das rot-rote Wölkchen zwischen Distel und Dorn.

Sprach die Sonne am Morgen: Daß Gott mich behüt,

Da sind in den Dornen ja Rosen erblüht.

O ihr süß-süßen Rosen! O du himmlische Pracht!

Es wandeln sich die Dornen in Rosen über Nacht.

Will mit Lachen und Singen die Erde durchgehn,

Will pflücken die Rosen — die Dornen laß ich stehn.

Tu auf deine Augen, es knospet im Feld.

In Rosen blüht der Himmel, in Rosen steht die Welt.“

Als die Sänger an den letzten Vers kamen, reichten sie sich zwanglos die Hände und wanden sich in leichtem Reigenschritt durcheinander.

Nach rechts und links traten die jungen Leute auseinander. Uwe Karstens stand, allen deutlich sichtbar, in ihrer Mitte auf der obersten Stufe.

„Was wollen wir?“ rief er mit seiner hellen Stimme über den Platz hin. „Was soll dieser ganze Kram, was? Ihr denkt doch, die sind so 'n büschen verrückt, was? Singen auf der Straße und fangen am Ende noch an zu tanzen.“

„Tun wir auch. Wartet es nur ab.“

„Und ihr sollt mit uns singen und mit uns tanzen.“

„Bei uns sagt die See, wenn einer auf die Welt kommt: „Halt dich 'ran ans Leben, Jung'. Weißt nicht, wie lang ich es dir laß. Heul nicht, Jung', laß mitten in Sturm und Wetter hinein, das gibt fixe Kerls.“ Jawohl, davon bin ich auch solch fixer Kerl geworden.“

„Ich bin auf See gefahren und hab' aller Herren Länder gesehen. Hab' rote Rosen gebrochen, wo die Sonne so heiß brennt, daß die Knospen vom Morgen abends schon verblüht sind.“

Und ich hab' weiße Schaumrosen, richtig dicke Kränze davon, um den Kopf bekommen, wenn wir zwischen Eisschollen und brüllendem Gisch oben am Nordkap trieben, und ich will euch das sagen, ich möcht' die einen so wenig missen wie die andern.

„Eins hab' ich da gelernt: Nimm die Stunde und trink sie aus, und sing dein Lied auch in der drückendsten Not, und tanz' über allen Dreck und alle Sorgen des Lebens 'rüber, wie dein Schiff über die Wellen tanzt.“

„Ihr müßt wieder lernen, mitten in eurer Sorge helle Augen zu haben. Der Hunger und die Sorgen drücken nur halb so schwer, wenn wir uns darauf besinnen, was uns mal vergnügt gemacht hat, als wir noch Kinder waren. Da sind unsre alten, lustigen Schnurren und Märchen, da sind alte Lieder, die unsre Väter sangen, und tausend neue dazu, die an allen Straßen wachsen, wie die, die wir euch eben sangen, und die der da,“ er deutete auf den blassen Braunen, „so leicht in die Winde wirft wie der Sommer die Rosenblätter. Und da sind Reigen und Tänze, die uns die Füße leicht machen und das Blut munter, ja — und



Sie waren in die dämmernde Ecke neben der Kirche getreten...

wenn mal ein liebes Auge uns dabei zulacht und ein roter Mund uns einen süßen Lohn schenkt, sollen wir auch keine Essigtrinker spielen.

„Holt euch die Sonne vom Himmel 'runter. Es ist gar nicht unmöglich. Und habt ihr nicht die ganze Sonne, fangt euch immer ein paar Sonnenstrahlen.“

„Und wir wollen euch heut solch eine Stunde schenken, daß ihr vergessen sollt, was euch die Gesichter lang zieht. Wir wollen euch abgeben von unsrer Fröhlichkeit. Spielmann, stimm an.“

Da sangen sie wieder, und die Menge, langsam warm werdend, sang von jeder Strophe die zwei letzten Zeilen, wie einen Rehrreim, immer noch einmal.

„Muß ich auch heute durch Winterschnee reisen, Steh' mit dem Leben auf Stroh und auf Hieb — Irgendwo, irgendwo lachen die Meisen, Irgendwo, irgendwo wartet mein Lieb.“

Mischte mir Beelzebub selber die Karten, Rissen die Sohlen sich blutig im Lauf — Irgendwo, irgendwo duftet mein Garten, Irgendwo blühen mir Rosen zuhause.“

Irgendwo wandelt der Schnee sich in Aehren,

Irgendwo lacht mir der Sonne Gesicht.

Winter, und magst du zehn Monde noch wahren,

Lachen und Singen erfriert in mir nicht.“

Es brauste bei den letzten Klängen über den ganzen Kirchhofplatz.

(Fortsetzung folgt.)

Noch'n Feierohnd

Dr Gördler-Lieb

(Erzählung von Eugen Schmidt.)

Dr Lieb war ä Spätkörbelmacher un wuhnet im öbern G'maaha. In seine gunge Bahrn hot'r e maning biesen Straach gemacht. Gefürchtet war 'r aa, wagn seine spihig'n Redn. 'r wur döswagn kurz dr biese Lieb genannt. An 1866er un aa 'ne 70er-Krieg hot'r mietgemacht. Mit Auszählung kam'r zerück. Im Eibnstöckischen wur 'ne e Baldwarterstell zugewiesen. Sei Vat'r abr, dar sen Lieb kennet, saht: „Lieb, dos lahnste oh, in vier Wochen hobn se dich tutgeschlogn.“ 'r machets aa un blieb, machet wieder Körble, un zwar „zwölfer Bäd“. Fest gings wieder lus, als müßt'r die Zeit, wu 'r im Krieg war, miet rausarbion. 's kam freilich aa e mancher Tog, do leget dr Lieb mittndrinne sen Schnizer hie, machet 's Halstüchel na, zug ä Jackett übr un machet 's Ding nei ins Wertshaus. Dort wurn nochert a jeipaar Tipple Schwarze neigeschafft; zwischendurch aa e „Grüßer“ Schnaps. Su trieb 'r sch viele Bahr.

Als sei Graa gestorbn war, verkaafet 'r sei klaans Heil'l un zug ei in ä grüße halle Auszugstüb. Körble machet 'r weiter un ruhig war'sch deshalb a net ben Lieb, denn nu tat'r mit sich selber'sch redn. Früh gings bezeiten lus: „Gottlieb, mach dr Feier nei, mach, mach!“ „'s gieht gleich lus, wart ner, m'r machen uns heit e Ardeppelsupp!“ „Nach när ä Ei miet na!“ usw. Ze Bier ging'r noch, aber statt biese Straach, machet dr Lieb ihe gute Straach. War äns gestorbn in dr Nachbarschaft, su ging'r still hie, dricket sei Beileid aus. Doderbei zug 'r sei Taschentüch'l raus, wicklets auf un nahm en Toler zwäe raus un gob se dan Leidtrogetn. Hatt e armes Luder Kindtaaf, mei Lieb kam aa, ueigeloden. 'r machet sen Spaß, ließ sich gern ämol Zeig eishentn, nochert machet'r ans Rinnerkörbel na, tat e bissel neistreiten ins Bündele un leget en Toler ubndrauf un saht: Do mei Kläner, läß dr ä paar Stulpenstiefele laafen. Kurz, wu 'r wußt, 's is grüße Nut drhamm, do fahlet aa dr Lieb net mit seiner Klänn oder größern Bob.

Ku hat sich im Unnerdorf e chriftlicher Verein gebild't. Die häretn a von Lieb' un wolltn gern, 'r wür Mitglied. Dr Birstand in seiner schwarzen Schöb un in Lackstiefeln suchet ne Lieb' im Deberdorf auf. Dr Gottlieb führet sen Besuch hinner an sen blantgescheiertn Tisch, wischet mit dr blauen Schürz übern Stuhl. Dr Birstand danket un sezet sich. 'r passet erst e Weile ne Gottlieb auf, dar sich ruhig wieder geseht hat un wieder Schienel um Schienel von sen Staden runnerzug. Gudet sich a die zwä buntn Schlachtenbilder a an dr Wand: „Königgrätz“, „St. Privat“. Dr Lieb freget net, 'r war'sch gewohnt, doß ne Fremde ben Körblemachn aufpasseht. Endlich tat dr Birstand sich räuspern un rücket mit dr Sprooch raus, worüm 'r kam un tat gleich men Lieb eiloden, zr nächstn Brsammling ze komme. Ku sohgt mei Lieb, wos dar Maa wollt. 'r leget sen Schnizer wag un drehet sich lachelnd zu ihm hie. „Schinn Dank for de Eiloding, komme aber tu ich net!“ „Aber Herr S...!“ wollte sei Besuch ei'wenden. Mei Lieb aber liehn gar net ausreden: „Bapperlepapp“, saht dr Lieb, „iech will Se emol wos sogn: Hier in dare Stüb, do red iech mit unnern Harrgott fast alle Tog. Mr strejtn do oft laut mitenanner. 'r zeigt mr do dö's Büchl, wu de vieln biesen Straach drinnestieh; iech weisn nochert aa of meine gutin Straach hie, su gieht's hie un har. Jedch wußt net, wu iech besser mit ne redn könnt. In ener Brsammling mit vieln fremdn Menschn könnt 'r dos net. Drim tät'r ihe racht viel gute Straach, domit die vieln biesen Straach aufgewugn wür'n. Sölltn aber“, fuhr dr Lieb fort un lachet stärker un verschmigt „bei men Lud meh gub als biese Straach im Büchl stieh, su war iech unnern Harrgott bitten, doß'r die nocherts Eiern Verein vrmacht!“

Dr Birstand wur racht uruhig. In seiner beschöhetn Behabiglat rutschet 'r of'n Stuhl hie un har. Dan afachn Menschen do, dö's markert 'r, konnt 'r net rümbränge. 'r gob sich deshalb a weiter gar laa Rüh' un machet sich bal wieder of de Baa. Dr Lieb führet'n bis zr Stubntür un tat sich freindlich von ne vrabschiedn. 'r stoppet sich e Pfeif Tobak ei, zug ne Saager de grußn Messinggewicht'r nauf, nahm sen Schnizer wieder un zug wieder Schienle un Stäg von sen Staden runner.

Im Spätharbst 1914 starb 'r. 'r war hoch in de 70er Bahr. Sei Enkele, mit dan 'r e mannichsmol ze Bier war, kam als Soldat of Urlaub, hatt ne Gottlieb e Faldpostkart geschriebl. Die kam kurz vir sen Tod. Seinen lehtn paar Kriegskameradn von 1866 und 1870, die ne nochmol besuchetn, zeigt 'r die Kart. „Lieb“, mahnet dr Ridelieb, „Luhnevill (Luneville, Frankr.), wähte 's noch 70...“ 'r nicket abr när un blieb still. Seine Gedankn warn wuhl bei sen Harrgott un bei sen Enkele. Gewieß hot'r a domols in dare Stüb, in dar 'r oft laut mit sen Harrgott geredt hot, leise mit ihm verhandelt un hot'n gebat'n, sei Enkele wieder hamnzeführn.

Dr Gottlieb muß gutin Stand benn Harrgott gehatt hobn, trotz seiner vieln biesen Straach früher, sei Enkele, dos von Anfang bis zen End draußn war, kam wieder ehamm.



Dichtergruss an Anton Günther!

(Eigene Melodie.)

's is dr deutsche Dichterwald
In aller Walt bekannt,
E Stück dru, dos stieht do drubn
Im erzgebirgischen Land.
Dr gräste Stern, dar dortn lecht,
Is dr Günther aus Guttsgo',
Sei Lied schallt weit noch Bähme nei
Un tief ins Deutschland no...
Ja wenn dr Anton Günther singt,
Do gieht's en'n durchs Gemiet,
Un wu von dann e Lied erklingt,
Dos durchlabt mr selber miet.

E richt'ge erzgebirgische Seel
Is dar, wie saltan ane,
Su afach, fromm un schlicht drzu
Un harzlich tut ar's mane.
Do sattn, wie ar war bei uns,
Un sang su Lied vr Lied,
War mir's, als sang vr lauter Freid
De Hamit selber miet.
Ja wenn dr Anton Günther singt,
Do gieht's en'n durchs Gemiet,
Un wu von dann e Lied erklingt,
Dos durchlabt mr selber miet.

Wär alle Bähme a e ju,
Wie's Tonl drubn von Tol,
Wie wür' is Labn doch hiebn wie driebn
In Ei'tracht wunnervoll.
Seid uns gegrüßt ihr liebn Zeit
Im Böhmerland do driebn,
Mir tunne eien Anton a
Su innig — wie ihr — liebn.
Ja wenn dr Anton Günther singt,
Do gieht's en'n durchs Gemiet,
Un wu von dann e Lied erklingt,
Dos durchlabt mr selber miet.

Kurt Prager, Zwönitz, Erzgeb.

Die Greifensteine bei Ehrenfriedersdorf

Zu einem der besten Naturdenkmäler des Erzgebirges gehören die Greifensteine. Auf einem sanft gewölbten breiten Bergrücken im Freiwald zwischen den Orten Ehrenfriedersdorf, Geyer und Thum bauen sich bizarre Formen auf. Der Gneiszug der Kumpffläche ist ehemals

ein Granitblock lose auf den anderen getürmt sei und ein kräftiger Stoß genüge, das lockere Gefüge der Riesenmauern und -türme in Trümmer zu werfen. Wundervoll ist der Blick vom hohen Aussichtsfelsen, denn weit reicht der Blick und erschließt die ganze Herrlichkeit des Ober-



Der Greifenstein bei Ehrenfriedersdorf.

von einem Graniterguß durchbrochen worden, und der Jahrtausende währende Verwitterungsprozeß hat von der ursprünglich kompakten Granitmasse eine Reihe von Felsen, gegenwärtig noch sieben, übriggelassen. Magister Lehmann, Pfarrer von 1638 bis 1688 in Scheibenberg, berichtet in seinem Buch: Historischer Schauplatz unter „Beschreibung des Greifensteins zwischen Geyer, Thum und Ehrenfriedersdorf“, wie er anno 1693, den 7. Augusti befunden worden, daß neun Felsen „gen Himmel ragten“. Wahrscheinlich sind zwei davon in Trümmer gegangen, was man aus der Gerölllage entnehmen kann. Wunderbar hat der Einfluß der Witterung die Felsen durch tiefe wagerechte Fugen und senkrecht in den Stein einschneidende Rinnen gegliedert, scheint es doch, als ob

erzgebirges. Die drei Basaltbrüder in der Nachbarschaft, der Böhlberg, Bärenstein und Scheibenberg liegen da wie große altgermanische Hünengräber, hinter denen sich der Fichtel- und Keilberg türmt. Weiter schweift dann unser Blick nach Augustusburg, deren Zinnen im Lichte der Sonne erstahlen. Bei klarem Wetter reicht unser Blick sogar bis Leipzig und wir erkennen mit bloßem Auge das gewaltige Völkerschlachtdenkmal.

Ob Sommer oder Winter, zu jeder Tageszeit.
Zeigt Dir der Felsengipfel das Land im Feiertag.
Hoch über Dir der Himmel im schönen, reinen Blau
Und neben Dir Giganten, verwittert, alt und grau.
Der Himmel und die Felsen, der Tann- und Fichtenhain,
Sie fingen laut, vernehmlich das Lob vom Greifenstein.



Dr schennste Platz!

Dr schennste Platz in Erzberg
Is nu do: Heisel schticht,
In dan de Gungd iech ho vrlabt,
Wuhie mei Harz mieh zieht.

In Reidorf, ubn an Fichtelberg,
Do schticht dos Rotterhaus,
In dan iech maning Traam getraamt,
Sieng in de Welt dann raus.

Dort schticht aa noch e annersch Haus,
Dos haacht „De obre Mieh!“
Do ruht iech oft in Sommer aus
Lun dan Grufstadiengewiehl.

Se schticht in Dörfel ganz ubndraa,
's wuhnt sich dort wunnerschieh!
War Ruh braucht un racht gute Lust,
Rot iech, dorthie ze gieh.

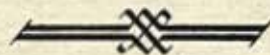
E ganz grufmachtigs Wasserrod
Sang ohnds mersch 's Wiegnlied,
An do schlieh iech su schlech drbei,
Do fand iech Ruh' un Fried.

E Kirchl noch, aafach un schieh,
Mei Hametdörfel ziert.
In dan bie iech nooch fufzich Gahrn
Noch goldn konfermiert.

E Gahr is nu schieh drierer hie,
Seit mir dos is geschah.
Wöcht 's Rotterhaus, de Mieh!, de Kirchl,
Mei Hamet wiederjah!

(Nachdruck verboten.)

Heinrich Raß, Leipzig.



Nebenstehendes Bild zeigt uns die Sommerfrische „Obere Mühle“ in Reidorf, Erzg.
(am Fuße des Fichtelberges).